

REZENSIONEN UND SELBSTANZEIGEN

Ulrich Johannes Schneider

Friedrich Kittler, Eine Kulturgeschichte der Kulturwissenschaft, München 2000

Kittlers „Kulturgeschichte der Kulturwissenschaft“ ist gar keine Kulturgeschichte, sondern eine Vorlesung, die so heißt. Diese Vorlesung wiederum ist absichtlich unredigiert und präsentiert sich als ein kulturhistorisches Dokument, aus dem gerade einmal die „ähs“ und „öhs“ der mündlichen Rede herausgestrichen sind, sonst aber alles stehen blieb: Die Ankündigung einer Zigarettenpause ebenso wie die Ankündigung eines Kommentars zu Edmund Husserl, der dann nicht kommt. Zu schweigen von vielen in gedruckter Form schwer erträglichen Werturteilen, schlechten Witzen und flapsigen Anmerkungen. Abgesehen von dem einbrechenden Unernst, der sich der studentischen Spaßkultur anbietet, sind die Ausführungen Kittlers einem Heideggerschen Präsentationsgestus verpflichtet: Kulturwissenschaft hat sich traditionell verfehlt, indem sie entweder als Theorie der Kultur sich abzusetzen genötigt sah von Theorien der Natur, oder indem sie das Fremde und Ferne thematisierte, statt das Eigene und Nahe zu sehen und zu hören. Mit Anmerkungen zu Heideggers Technikphilosophie endet konsequent dieser Text, der an Heidegger lobt, dass er „keine Kulturgeschichten“ liefere, „sondern deren Möglichkeitsbedingungen“ (236). Die philosophische Ontologie Heideggers aus *Sein und Zeit* gerät Kittler zu einem Datum, von dem er sich selber herschreibt und auf das hin er alle früheren Texte kulturwissenschaftlicher Relevanz liest.

Die chronologisch aufgeschichteten Theorien und Philosophien der Kultur, die Kittler Revue passieren lässt, werden von ihm immer wieder als Kanon angesprochen, obgleich er seinen Zuhörern keinen Anhaltspunkt dafür gibt, wann, wie oder von wem ein solcher Kanon etabliert worden sei. Die selbstverständliche Einstellung, dass Vorurteile aus den Köpfen der Studenten vertrieben werden müssen, reicht hin, einige wirkmächtige Konzepte anzuführen und zu attackieren. Vico, Herder und Hegel sind Stichwortgeber für die ersten Vorlesungen, Nietzsche, Freud und Heidegger für die letzten. An Vico wird hauptsächlich gerügt, dass er Kulturwissenschaften in Absetzung von Naturwissenschaften derart konzipierte,

dass auch Mathematik und Technik kulturwissenschaftlich ausfallen. Bei Herder ist es das Denken des Ursprungs und die Privilegierung der Sprache, welche als romantisches Konstrukt abgetan wird, ebenso wie bei Hegel die Erzählung der Weltgeschichte als Stufenentwicklung eines geistigen Prinzips.

Bei Nietzsche wird lobend erwähnt, dass hier Kulturtheorie nicht mehr in idealistischer und noch nicht in objektivistischer Absicht als Fremdzuschreibung praktiziert wird, sondern das, was wir für Kultur halten, als eine unserem eigenen Irrtum eingeschriebene Wahrheit behandelt wird. So wird der Abschied der traditionellen Kulturwissenschaft zugleich als Einsatzpunkt einer Kulturpolitik auffassbar, welche auf die Änderung unserer Überzeugungen hinarbeitet. Bei Freud ist es die Metaphorik des Apparats und der Technizität des Unbewussten, welche erste Hinweise auf eine anonyme Kulturwissenschaft ohne Privilegierung „des Menschen“ gibt, bei Heidegger schließlich die Zurückdrängung von Handlung zugunsten der Praxis und die Abwertung des Dings als Erkenntnisgegenstand zugunsten seiner Aufwertung als dasjenige, woran Praxis überhaupt zu thematisieren ist. So ist die Vorlesung weitgehend systematisch strukturiert und artikuliert einen Begriff von Kulturwissenschaft, der in einer Theorie des Gleichzeitigen, des sich gleichzeitig Ereignenden, erschöpfen müsste. Jedenfalls werden alle Allusionen an Diachronie, an Entwicklung, Stadien, Epochen und sonst wie erzählbare Zusammenhänge dem traditionell Kulturgeschichtlichen zugerechnet, von dem sich diese „Kulturgeschichte der Kulturwissenschaft“ distanziert. Als Exorzismus des Diachronen ist darum dieser Vorlesungstext durchaus konsequent in der Form eines springenden Kommentars angelegt.

Es ist schwer, an dieser Vorlesung Kritik zu üben, schon weil der Vorleser selbst sich vielfach in Entschuldigungen übt. Seine Bemerkungen seien rhapsodisch, kündigt er gleich anfangs an, und im Verlauf seines Kommentars findet er mehrfach Gelegenheit, sein Unwissen keck auszustellen. Der im Vorlesungswesen üblicherweise mitgeschleiften Illusion, der Meisterredner habe alles studiert, worüber er Auskunft gibt, versucht Kittler zu entkommen, indem er explizit zugesteht, dieses oder jenes Buch (wie z. B. Herders *Ideen*) nicht gelesen zu haben. Auch die immer wieder eingeflochtene Ansprache an die Studenten, die einmal als unwissende Lernbegierige und ein andermal als fleißige Fortsetzer adressiert werden, verweist nicht eigentlich auf eine Autorität, sondern vereinzelt ganz bewusst das Individuum, das hier spricht: ein gewisser Friedrich Kittler irgendwann am Ende des 20. Jahrhunderts in einem Vorlesungsraum der Berliner Universität. Diese Einzelheit der Vorlesungsanstrengung aber wird zur Einsamkeit des gedruckten Wortes, wenn man nicht mehr sieht, wo es anknüpft oder was es meint.

So bleibt im wesentlichen unausgesprochen, dass kulturwissenschaftliches Arbeiten ein Arbeiten mit Begriffen und Denkschablonen ist, weil Kittler die kulturhistorische Praxis gar nicht erst in den Blick nimmt, zugunsten einer unmittelbaren

Kritik von Begriffen und Auffassungsweisen. So wird die unendliche kulturwissenschaftliche Tätigkeit des 18. Jahrhunderts, die im Schatten von Bibelwissenschaft und Orientalistik bei Katholiken wie Protestanten in ganz Europa blühte, zugunsten der Auseinandersetzung mit dem historisch wirkungslos gebliebenen Vico und dem kulturwissenschaftliche Ergebnisse lediglich verdauenden Herder völlig unberücksichtigt gelassen. Die Ansätze der Enzyklopädisten zur Beschreibung der Alltagskultur werden genauso wenig erwähnt wie die Literaturgattung der Reiseberichte. Schwerer noch wiegt für das 19. Jahrhundert die Vernachlässigung einer Darstellung des Spannungsverhältnisses zwischen Philosophie, Kulturwissenschaft und Geschichte, sowie von deren Institutionalisierungen in Hochschulen, Akademien und wissenschaftlichen Vereinen. Es werden Konstellationen und Zusammenhänge beschworen, weil die philologische und rezeptionsgeschichtliche Arbeit an den Zusammennängen des Gesagten und des Gemeinten ausfällt. Es werden unverhörbare Marksteine des Denkens suggeriert, aber weil Denken selbst häufig genug mit dem bloßen Fassen von Einsichten identifiziert wird, erscheinen Nietzsche, Freud und Heidegger lediglich wie Trümpfe in der Hand eines Kartenspielers, der einen unsichtbaren Gegner aussticht. Der Text gibt sich öfter als verkappte Philosophiegeschichte, bleibt aber methodisch doxographisch, vermeidet Begriffs- wie Problemgeschichte und fragt sich nirgends selbstkritisch, woher die Faszination kulturwissenschaftlichen Arbeitens rührt, sei es als Konstruktion von Entwicklungen und Rekonstruktion von Ursprüngen, sei es als positivistisches Schwelgen im Material. So suggeriert der Text zuletzt, es ließe sich kulturwissenschaftlich arbeiten bloß mit Lektüre und Kommentar auf die Art der Literaturgeschichte. Dass ein Gelehrter sich hier seiner Wissenschaft versichert, bleibt ein seltsam unkommunikatives Ereignis, weil außer gewissen Warnungen (wie z. B. der, das Unbewusste bei Freud nicht mit dem Unterbewussten zu verwechseln) keine Anregungen gegeben werden.

Bewundernswert an diesem Buch ist vor allem das, was es so völlig inkompatibel mit anderen Büchern macht: sein Charakter als Vorlesungsmanuskript. Kittler ist keineswegs der erste, der Vorlesungen in den Druck gibt, und er ist keineswegs der erste, der eine Überblicksvorlesung aus dem Kreis der engeren Zuhörer ins allgemeine Publikum trägt. Das Genre hat und hatte Konjunktur. Wie viele haben sich bemüht, ihre Manuskripte mit Fußnoten aufzupeppen und ihre flüchtigen Bemerkungen als letzte Sätze zu verewigen! Ganz anders Kittler. Er lässt einfach alles stehen. John Locke bleibt bei ihm auch gedruckt ein „Flachkopf“, Adorno der „dümmste“ unter den Heidegger-Kritikern. Eingeständnisse des Unvermögens, der Zeitnot, der Unlust, sind ebenso wenig gestrichen wie Proklamationen dessen, was man auch noch tun könnte. Was künftige Jahrhunderte an dieser Quelle aber besonders zu schätzen wissen werden, dürfte sein, dass hier die Wiederholungen der vorangegangenen Sitzungen zu Anfang der jeweils neuen Vorlesungsstunde abge-

druckt sind. Daran lässt sich am besten ablesen, wie sehr der Autor bei der Gliederung seines Gegenstandes versagt. Die genuin vorlesungsmäßige Anstrengung des Zusammenfügens und des Auseinanderhervorgehenlassens einzelner Kommentarteile ist, so sehr es die inhaltliche Ratlosigkeit befördert, ein schönes Zeugnis für die Kultur der Geisteswissenschaft, durch Beschwörung das Gedächtnis zu bannen. Wunderbar sind auch die biographischen Einleitungen, die notwendig scheinen, weil die Kulturwissenschaft mit „Gründervätern“ assoziiert wird: Hier ist das Urteil so flatterhaft, wie es das Fehlen einer Ausgangsfrage unvermeidlich macht. Ungeübt wird ein Zettelkasten mit kulturhistorischen Details aufs Katheder geschüttet, ohne dass eine verständliche Erzählung die Überlieferung überformt. Man kann nur hoffen, dass spätere Leser der hermeneutischen Versuchung widerstehen, dem Fragmentarischen einen Sinn zu antizipieren. Solche Kulturwissenschaft gibt sich nur preis, wenn man erkennt: Dies ist kein Buch!